

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 156.

Berlin, Montag den 30. Dezember

1833.

### Morgensländisches.

#### Victor Jacquemont im Himalaja-Gebirge.

Von jenem tüchtigen Französischen Reisenden, dessen vorzeitiger Tod im vorigen Jahre allgemein bedauert wurde, sind Briefe hinterblieben, die nächstens bei Fournier in Paris im Druck erscheinen werden. Diese Briefe sind zum größten Theil an seinen Vater und seine Freunde gerichtet und enthalten höchst interessante Details über Sindhistan, und zwar in einer Weise mitgetheilt, wie es Englische Reisende, die dabei immer die Englische Suprematie über Indien im Sinne haben, in der Regel nicht thun. Nachstehender Auszug ist einem Briefe an seinen Vater entlehnt, den Jacquemont, der mit einem sehr ausgedehnten Ferman des Königs Rundscher-Sing versehen war, am 22. April 1831 in Berali, einer kleinen Ebene mitten in den Bergen auf dem Wege nach Kaschmir, geschrieben, welche Reise er in Begleitung einer ihm untergebenen Karawane machte. Nachdem er die Mühseligkeiten und Entbehrungen geschildert, die er bereits mehrere Tage lang, seitdem er sich in den Bergen befindet, hat erdulden müssen, fährt er folgendermaßen fort:

„Heute endlich — denn heute ist der große Tag — fehlte beim Appell Niemand von meiner Karawane. Wir setzten uns, in Erwartung eines guten Frühstücks, in Bewegung; denn wir wußten, daß wir hier in Berali, dem ersten Dorfe nach Mirpore, ankommen würden. Ich ging zu Fuß hinter meinem lahmen Pferde her und meinen Bekannten nachhängend, als ich auf einem steilen Berge vor uns ein Fort bemerkte. Man sagte mir, daß es dem Könige Rundscher-Sing gehöre und von 3 bis 400 Soldaten unter den Befehlen eines Gouverneurs, Namens Real-Sing, bewacht werde. Ich sah in der That bald darauf einige verdächtig aussehende Leute, mit Gewehren und Säbeln bewaffnet, den einzigen Weg, der über den Berg führte, herabsteigen. Sie machten mir ihren Salam und sagten, daß ihr Herr sie schicke, um mir den Weg zu zeigen und für die Sicherheit meines Gepäcks zu sorgen. Ihr Herr, fügten sie hinzu, erwarte mich oben auf dem Berge, um mir seine Begrüßungen und ein Muzur (Geschenk, welches ein Untergebener einem Höheren macht) anzubieten. Ich fand nichts Unwahrscheinliches in dieser Bestellung, und nach einer Stunde mühsamen Steigens gelangten wir auf die Spitze des Berges. Oben fanden wir eine hübsche Rasenfläche, in deren Mitte sich die kleine Festung erhob, welche sehr dazu beitrug, der Landschaft einen ungemein malerischen Anstrich zu geben. Zahlreiche Gruppen Soldaten in ihrer Orientalischen Tracht fehlten auch nicht und gaben der Gegend eine ganz lokale Farbe. Ich fand meine Karawane, da ich diesmal der Letzte im Zuge geblieben war, unter einem ungeheuer großen Feigenbaum ruhend. Als ich befahl, den Marsch fortzusetzen, kamen meine Bedienten und meldeten mir, daß dies nicht gestattet würde, und daß die Soldaten aus der Festung sic daran hinderten.

Eine große Anzahl derselben hatte sich mir genähert und drängte sich um mein Pferd, das ich wieder bestiegen hatte. Aber die Neugierde schien mir ihr einziger Beweggrund, denn auf meinen Befehl wurde mir sogleich Platz gemacht. Indessen war die Menge so angewachsen, daß meine Leute darin wie verloren waren. Ungebuldig über die Zögerung, befahl ich, daß man sogleich den Gouverneur herbeirufen solle. Er erschien auch bald mit einem neuen Haufen Soldaten, deren Aussehen noch verdächtiger war, und selbst so elend gekleidet, daß ich meinen Lieutenant Mirza fragen mußte, welcher von diesen Lumpenerten der Anführer sey. Aus Achtung für den König, dessen Offizier er war, stieg ich vom Pferde, um seine Begrüßungen zu empfangen, da er selbst zu Fuß erschien. Er bot mir eine Ziege an, welche mein Haushofmeister entgegen nahm. Ich mußte mit Gewalt anstehen, seine Rede bis zu Ende anzuhören, um nicht früher meinen Unwillen über die meinem Zuge in den Weg gelegten Hindernisse ausbrechen zu lassen. Ich fuhr ihn bestig an und fragte, ob es wahr sey, daß er es gewagt habe, das Anhalten der Karawane zu befehlen. Real-Sing schien durch meine Festigkeit etwas außer Fassung gebracht, und ohne auf meine Frage zu antworten, bot er mir so viel Soldaten an, als ich haben wollte, um mein Gepäck zu bewachen. Ich bemerkte ihm, daß er und ich die einzigen Bewohner dieser Wüste wären, und daß ich deshalb seiner Soldaten nicht bedürfte; das Einzige, was ich verlangte, wäre, daß er dieselben so rasch wie möglich zurückkehren lasse. Er gab mir darauf zu verstehen, daß man einem solchen Befehl von seiner Seite nicht Folge

leisten würde, und forderte mich von neuem auf, eine Wache anzunehmen. Ich hielt ihn für vorsichtig und nahm das Erbieten an.

Meine Lage wurde in jeder Minute mehr die eines Gefangenen. Der Lieutenant Mirza sprach nicht mehr anders als mit gefalteten Händen zu Real-Sing, dessen Ton immer anmaßender wurde. Nach einer langen Auseinandersetzung aller der Ungerechtigkeiten, welche der König ihm hatte widerfahren lassen, erklärte mir Real-Sing, wohl zu merken mit gefalteten Händen und im demüthigsten und unterwürfigsten Tone, daß er, da der Besitz meiner Person ihm das Mittel an die Hand gäbe, den König zu zwingen, sein Unrecht gegen ihn wieder gut zu machen, mich so lange gefangen halten werde, bis man ihm Gerechtigkeit würde haben widerfahren lassen, und daß ich, mein Gepäck und meine Begleitung, ihm als Geiseln und Bürgschaft dienen würden.

Dieser Mensch war bei der Erzählung seiner Leiden ganz außer sich geraten. „Sie wären“, sagte er zuletzt, „der Lohn für seine Treue. Gulab-Sing habe ihn zwingen wollen, diese ihm vom Könige anvertraute Festung zu übergeben; und weil er sich dessen fortwährend geweigert, habe der Bruder jenes Herrn, Thean-Sing, Minister des Königs, es zu hintertreiben gewünscht, daß seinen Truppen der Sold ausgezahlt würde. Seit drei Jahren habe er nichts erhalten und müsse in solchen Lumpen einhergehen. Seine Soldaten lebten von Gras und Blättern.“

Ich bemerkte mit gebeimer Unruhe die Wirkung, welche jene Beredsamkeit auf die ausgehungerte und bewaffnete Menge hervorbrachte, in deren Gewalt ich mich befand. Ein allgemeines Geschrei überthönte oft die Stimme des Anführers, und der Schluß seiner Rede war eben nicht die Stelle, der man am wenigsten auf jene drohende Weise Beifall schenkte. Jeder untersuchte beim Zuhören die angezündete Lunte seines Gewehrs und schüttelte die Asche von derselben ab. Mehrere der Soldaten wollten nun ihrerseits das Wort nehmen; aber ich legte diesem Pöbel auf eine gebieterische Weise Stillschweigen auf, und ich vernahm nur noch ein so schwaches Gemurmel, daß der Anführer selbst es zu unterdrücken wagte. Der Schein der gleichgültigen Ruhe, den ich mir zu geben wußte, und meine stolze Sprache imponirten den Elenden. Ich behandelte sie mit der höchsten Verachtung. Sie hatten wahrscheinlich niemals einen ihrer Radschah's von sich selbst, wie ich es that, in der dritten Person sprechen hören; und während ich mir selbst diese Ehrfurcht bezeugte, sprach ich mit ihnen, wie mit Dienern. Es gelang mir auf diese Weise, sie größtentheils von ihrem Anführer zu entfernen, den ich mit derselben Rücksichtslosigkeit behandelte, aber in einem wohlwollenden und herablassenden Ton. Ich führte ihn unter den vorhin erwähnten großen Feigenbaum, um mich weniger öffentlich mit ihm zu unterhalten. Ich ließ ihn, sich auf die Erde setzen, während ich einen meiner Stühle für mich herbeibringen ließ. Er wollte gern die Unterredung gleich beginnen, ich rief aber erst meinen Haushofmeister, und befahl ihm, mir ein Glas Zuckerswasser zu bringen, was einige Zeit dauerte. Ich klagte über die große Hitze, und befahl einem anderen meiner Diener, mir den Sonnenschirm über dem Kopf zu halten, und noch einem anderen, mir mit einem Busch Pfauenfedern Kühlung zuzufächeln. Ich machte es mir absichtlich auf alle mögliche Weise bequem, und ließ während der Zeit Real-Sing demüthig auf der Erde sitzen, um ihm Gelegenheit zu geben, über die Größe des von ihm beabsichtigten Verbrechens und den furchtbaren Umfang der Folgen desselben nachzudenken. Dann setzte ich ihm auseinander, unter wessen Schutz ich in dieses Land gekommen sey, und welche Rache der König für jede Beleidigung nehmen würde, die mir in seinen Staaten widerföhre, um die Englische Regierung zu überzeugen, daß er unschuldig daran gewesen sey.

Mein Held betheuerte, daß er durchaus nichts Böses gegen mich im Sinne habe. Er zweifelte nicht, daß der König, wenn er mich in seinen Händen wisse, ihm bezahlen würde, was er ihm seit langer Zeit schuldig sey, um mich zu befreien. Ich stellte ihm vor, daß, wenn er dem Ansehen Rundscher's einen solchen Schimpf zugesügt hätte, er sich niemals mit einer aufrichtigen Verzeihung schmeicheln dürfe, und daß er früher oder später auf eine grausame Weise dafür bestraft werden würde. Ich nahm bei diesen Vorstellungen durchaus kein drohendes Wesen an, sondern gab mir den Schein, als ob ich nur in seinem eigenen Interesse spräche; und diese List blieb nicht ohne Erfolg. Real-Sing schlug mir vor, mich frei ziehen zu lassen und nur mein Gepäck zurückzubringen. Ich verwarf diesen Vorschlag und führte Gründe an, die den Unterschied zwischen mir und ihm noch greller hervortreten lassen sollten. Reisen ohne meine Zelte,

ohne meine Möbeln, ohne meine Bücher, ohne meine Kleider! Das sey ein abgeschmackter Vorschlag und ganz unmöglich! Ich sah nach der Uhr und sagte meinem Haushofmeister, es sey Zeit zum Frühstück, er möge ohne Verzug anrichten. Ich wußte wohl, daß nichts fertig seyn konnte, weil meine ganze Karawane von den Leuten des Neal-Sing bewacht wurde und meine Diener sich wohl hüten würden, ein einziges Paket vor ihren Augen zu öffnen. Ich befehl, man solle Milch bringen. Der Haushofmeister, der sich nicht mehr zu helfen wußte, fragte, wo er sie finden, wo er sie hernehmen sollte? „Hört Ihr nicht“, sagte ich zu Neal-Sing, „daß der Herr Milch zu haben wünscht? Schickt so geschwind als möglich und laßt welche holen.“ Der Bandit war etwas verwirrt über dieses Ansinnen, und in seiner Unschlüssigkeit schickte er einige seiner Leute ab, um das verlangte Getränk anzutreiben. Als sie etwa hundert Schritt entfernt waren, rief ich sie zurück und befehl meinem Haushofmeister, er möge ihnen deutlich auseinandersetzen, daß ich Kuhmilch und nicht etwa Ziegenmilch haben wolle, und daß sie selbst beim Melken zugegen seyn sollten.

Ich gewöhnte jene Banditen absichtlich daran, mir in unbedeutenden Sachen zu gehorchen, um sie in der großen Angelegenheit, welche ich noch mit ihnen abzumachen hatte, leichter lenken zu können. Als ich den Augenblick günstig hielt, bot ich dem Neal-Sing ein Geschenk und meine Fürsprache beim Könige an. Er verlangte sogleich 2000 Rupien. Einige der um uns versammelten Leute schrien: „Nein, nein, 10,000 Rupien!“ worauf ich nur mit einer so verächtlichen Miene antwortete, daß es fernerhin keiner von ihnen wieder wagte, meine Unterredung mit ihrem Anführer zu unterbrechen. „Ich gebe Euch nicht 10,000, nicht 2000, ja nicht einmal 1000 Rupien, aus dem ganz einfachen Grunde, weil ich sie nicht habe. Aber aus Rücksicht für Eure unglückliche Lage will ich Euch 500 Rupien geben.“ — „Fünf hundert Rupien!“ rief er aus, „was sollen uns die helfen? Wir sind unserer vier 400 Mann, die seit drei Jahren Hunger leiden. Zwei Tausend Rupien oder Ihr bleibt unser Gefangener!“ Ohne anscheinend auf seine Alternative Rücksicht zu nehmen, zuckte ich die Achsel über die Abgeschmacktheit seiner Forderung und bot ihm an, sich bei meinem Schatzmeister von der Unmöglichkeit zu überzeugen; und diesen Vorschlag, meine Schätze zählen zu sehen, nahm er eifrig an. Ich warf ihm mit Stolz, mit Strenge, mit Verachtung diese Bewegung vor, als ob er in die Wahrheit meiner Behauptung Zweifel setze. „Die Athaten“, sagte ich ihm, „sind Elende, die sich für einen Thaler verschwören; aber habt Ihr niemals davon reden hören, was das Wort eines christlichen Edelmannes zu bedeuten hat?“ Darauf entschuldigte er sich mit gefalteten Händen und betheuerte, daß er mir glaube; wiederholte aber, daß 500 Rupien für so viele Leute nicht genug wären.

Ich änderte nun den Ort unserer Konferenz; und einen kleinen schattigen Grund bemerkend, forderte ich Neal-Sing auf, sich mit mir dorthin zu begeben, und ließ mein ganzes Gepäck folgen, indem ich mir immer den Schein gab, dies oder jenes zu gebrauchen. Ich beabsichtigte hauptsächlich dadurch, der Bande zu zeigen, daß die Rebellion ihres Anführers sich in gewissen Schranken halte, und daß ich mich keinesweges als ihren Gefangenen betrachtete. Ich stand zwanzig Mal still, um eine Pflanze in der Nähe zu betrachten, sie durch die Loupe anzusehen und sie von einem meiner Diener in ein Buch legen zu lassen. Neal-Sing mußte meine Fragen wegen der Namen und des Gebrauchs derselben beantworten. Diese Langsamkeit, dieser Stolz ärgerte die Soldaten augenscheinlich, aber sie wagten es nicht mehr, ihrem Anmuthe Luft zu machen.

Meine Loge hatte sich jetzt sehr verbessert. Dieser Mensch, dessen Gefangener ich war, der mein Leben in seiner Hand hatte, ließ sich meinen Schutz und meine Fürsprache zusagen. Er beklagte sich darüber, daß er dem Könige niemals seine Beschwerden habe vorstellen können, weil Thean-Sing seine Briefe aufginge und zurückbehielt. Er bat mich, Herrn Allard zu schreiben, und ihn zu ersuchen, daß er der Vermittler seyn möge. Sogleich schrieb ich an meinen Freund, erzählte ihm mein Abenteuer und bedauerte, daß ich ihm den Schluß desselben noch nicht mittheilen könne. Dieses Schreiben wurde mit den größten Ehrfurchtsbezeugungen entgegengenommen. Höfliche Form ist immer schon etwas bei einem Spitzbuben. Der Gedanke, mich gefangen zu halten, wurde nach und nach aufgegeben, obgleich ich auf das Bestimmteste die Versicherung wiederholte, daß ich nicht 1000 Rupien besäße. Ich zog Erkundigungen über die Wege, über die Entfernungen, besonders über die des nächsten Dorfes, und über die Hülfquellen ein, welche es meiner Karawane darbieten würde; ich setzte es durch, meine Zelte dorthin voranzuschieben zu können, und mandrirte nun sogar darauf los, die 500 Rupien zu reiten, welche ich vorhin, als man mir das Messer auf die Brust setzte, angeboten hatte. Aber ich sah bei der Masse den Unwillen gegen den Anführer dermaßen wachsen, daß ich, um einem Ausbruch vorzubeugen, meinem Kassirer mit vieler Freundlichkeit befehl, dem Neal-Sing 500 Rupien anzuzahlen.

Der übrige Theil meines Abenteuers ist nur komisch. Der Banditen-Hauptmann versicherte, daß er das Geld nur nehmen würde, wenn ich erklärte, es ihm aus freien Stücken gegeben zu haben. Er reizte mich beinahe um Lachen durch die Unterthänigkeit seiner Betheuerungen. Er würde fortan, sagte er, mein Diener seyn, weil er von meinem Salze gegessen habe (eine figürliche Redensart in allen Indischen Sprachen); wenn er nicht so außerordentlich arm wäre, würde er mir ein anderes Ruzzur als eine Ziege angeboten haben; aber ich sollte darin nur einen Beweis seiner tiefen Unterwürfigkeit erkennen. Mein Diener gab hierauf dem Neal-Sing einen Beutel mit 500 Rupien; dieser bat mich auf die demüthigste Weise, erst das Geld und dann seine Hand zu berühren, zum Zeichen, daß dieses Geschenk ein reiner Beweis meiner Güte und meiner Zufriedenheit

mit seinen Diensten sey. Ich willigte ein, — und als ich mit dem Finger, mit dem ich vorher das Geld berührt hatte, leise seine Hand berührte, warf er sich zu Boden und betheuerte, daß er der getreueste, der dankbarste, der ergebenste meiner Diener und, wenn ich es ihm gestatten wolle, der zuverlässigste meiner Freunde sey.

Ich befehl nun meiner Karawane, sich nach Berali in Bewegung zu setzen. Neal-Sing bot mir 50 seiner Banditen an, um meine Leute zu eskortiren, was ich aber vorsichtigerweise ablehnte. Ich erbat mir 5 derselben zu Wegweisern, und befehl, denn mit dem Munde war ich Herr, alle übrige in die Festung zurück zu schicken. Als Neal-Sing Abschied von mir nahm, was mit anderen Worten heißt, als er mir die Freiheit schenkte, flüsterte er mir noch die Bitte ins Ohr, ihm eine Flasche Wein zu schenken; ich war ehrlich genug, sie ihm zu schicken, nachdem ich sie ihm versprochen hatte. Den fünf Banditen, welche er mir mitgegeben hatte, schien es sehr unheimlich, als sie bemerkten, daß sie sich in der Minorität befänden. Sie benutzten die Biegung eines Berges, um sich aus dem Staube zu machen, und schleppten die magere Ziege, welche ohnehin ein sehr theueres Gericht für mich gewesen seyn würde, mit sich fort.

Das Dorf, in dem ich mich jetzt befinde, ist den Angriffen des Neal-Sing ausgesetzt, wenn der Hunger ihn aus seinen Wäldern treibt; und es ist sehr möglich, daß der Geruch meiner Rupien, obgleich sie wissen, daß ich deren nicht mehr 300 besitze, in der künftigen Nacht einige Leute von seiner Bande herbeizieht. Aber die Meinigen sind auf ihrer Hut und gerüstet, einen Angriff zurückzuweisen, der gewiß nicht von der ganzen Bande des Neal-Sing unternommen wird. Während ich Ihnen schreibe, liegen geladene Pistolen auf dem Tische, und eine Flinte steht an meinem Stuhl.

Morgen werde ich in einer kleinen Stadt lagern, und dann befehlentlich bis Kaschmir in Sicherheit seyn. Meine Karawane soll sich daselbst ausruhen, und ich werde auf einem anderen Wege Couriere an den König schicken, um ihn von meinem Abenteuer in Kenntniß zu setzen, und Genußthuung dafür zu verlangen. Wehe jenem Ergebensten meiner Diener und dem Zuverlässigsten meiner Freunde, wenn Rundscher-Sing Herrn Allard aufträgt, ihn für seine Unverschämtheit zu züchtigen. Er hat die beste Aussicht an dem Feigenbaum, dem Zeugen seiner Verrätherie, gehängt zu werden; und das wäre noch der größte Dienst, den Herr Allard ihm leisten könnte; denn wenn er ihn dem Könige ausliefert, so wird er das Leben nur behalten, wenn es den grausamsten Verurtheilungen widersteht. Ich habe allerdings dem Banditen feierlich erklärt, daß ich ihm mit Vergnügen die 500 Rupien gäbe, und allerdings gewährte es mir auch Vergnügen, um diesen Preis loszukommen; aber meine Freude war, wie Sie leicht denken können, nur relativ.“

## Frankreich.

Umbert Galloix, von Victor Hugo.

(Schluß.)

### Galloix Brief.

Jetzt zum Ursprung meiner Leidenschaft für England. Für's Erste wissen Sie, wie stark mein Hang ist, rückwärts zu leben mit den Todten, ihr ehemaliges Leben kennen zu lernen, mit ihnen umzugehen, sie in allen Umständen ihres Daseyns zu verfolgen, so, mir jene Sympathie zu verschaffen, die die Illusion des Vergangenen unterhält, unzerstörbar gegen Alles, was um mich her vorgeht. Wohlan denn, dort in England hätte ich mindestens fünfzig Dichter, die ein abenteuerliches Leben geführt, und deren Schriften voller Einbildungskraft sind, voller Gedanken u. s. w.; in Frankreich habe ich nicht drei solche. Außerdem hätte ich dort ein Vaterland gehabt, das ich bis in seine Vorurtheile geliebt hätte; es ist so unendlich viel Poesie in den alten Sitten Englands, so unendlich viel Phantasie in Allem, was dort zu Lande ist. Statt einer Literatur sind dort sogleich vier: die Amerikanische, die Englische, die Schottische, die Irändische — und alle haben in derselben Sprache einen verschiedenartigen Charakter. Welch ein literarisches Reichthum! Das Leben des rasenden Cowper — Welch ein großer Dichter! — hat drei Oktavbände; das Johnson's vier. Und dies kann man, wie W. Scott sagt, in allen Landhäusern re. finden. Allein bei Johnson's Namen hat der Engländer eine Individualität vor Augen, eine Person, die noch das Recht hat, zu leben, zu wirken, physisch und moralisch. Dort sind dreißig lebende Dichter, alle original, alle eigenthümlich, nicht Einer die Spuren des Anderen tretend und höchst fruchtbar. Welch ein Reichthum! Endlich, was für Abenteuer, wie die des unglücklichen wilden Shelley! Welche Riesen, wie dieser Byron! Welche Schätze für ein Gemüth, das den Hang hat, die Welt zu fliehen und seine Freunde in seinem Zimmer zu suchen! Welche Sorgfalt haben die Engländer für ihre Autoren! Sie drucken sie immer wieder von neuem in allen Formaten. Welch ein Geschmack in ihren Ausgaben! welche Phantasie in ihren Wignetten! Betrachten Sie die Nation selbst; Leute von gemeinem unedelm Ansehen sind in England so selten, wie in Frankreich die von ausgezeichnetem! Alles in dieser Nation ist excentrisch; ich liebe sie bis in die Ausartungen ihrer Originalität, bis in ihre bizarren Kleidungen. Nur da herrscht die Begeisterung in tausend Gestalten; nur da findet man neben den strengsten Ideen der Wirklichkeit die blühendste Thorheit! Dies Land vereint Alles, das Wirkliche und das Idealische, Frankreich und Deutschland. Es ist das einzige, das Kraft genug hat, stark genug ist, Alles zu fassen, und groß genug, Nichts von sich zu weisen. Welch eine Eigenbämlichkeit! Einen Engländer kennt man heraus unter Tausenden, ein Franzose gleicht aller Welt.

Die Menge religiöser Sekten in England bürgt wenigstens für Treue und Anhänglichkeit; Seelen, die hoffnungsbedürftig sind, beweisen, daß sie der Stoff noch nicht ausgetrocknet hat. Die eigenthümlichen persönlichen Ausschweifungen der Englischen Jugend zeugen von Erregungen der Seele. Oh! wenn Sie nach Frankreich kämen, welche einen Ekel würden Sie davor empfinden! Für jeden Menschen ist es eine Pein, sich am unrechten Orte zu fühlen. Dies war Ihr Leiden in Genf. Nun denn! Ich bin auf eine grausame Weise an den allerunrechtesten Ort gestellt; ich, der ich auch nicht im allermindesten mit Frankreich sympathisire, und mit England in jeglichem Punkt. Auf die peinlichste Weise fühle ich mich am unrechten Orte, mitten unter einer frivolsten, plauderhaftesten, gottlosen, trocknen, eiteln und kalten Nation, wenn ich denke, daß es eine giebt, die religiös ist — oder furchtbar skeptisch; immerhin, aber zum wenigsten nicht indifferent; eine, wo man treue Freunde findet, erhabene Seelen, und wo die Frivolität selbst, ausschweifend und bizarr, doch nicht diesen höhnenden Anstrich, das Fade und Abgeschmackte hat, wie die in Frankreich. Bei dem Restaurateur, wo ich zu Mittag speise, essen Franzosen und Engländer. Welch' ein Unterschied! Die Franzosen fast alle sind Prabler, Schreier, gemein; die Engländer alle anständig und bescheiden. Ach, mein Freund! am Ende aller Enden fühle ich wohl, daß ein Liebender einen Freund von seiner Liebe unterhalten kann, weil diese Leidenschaft ein Echo in allen Herzen findet; dabei ist nichts Lächerliches. Aber zu meinen Leiden kommt noch das hinzu, daß ich sie nicht zu vertrauen wage, weil sie zu individuell sind und einem Jeden lächerlich erscheinen müssen, der sie nicht naturgemäß an sich selber erfahren. Und doch (ich beschwöre Sie, seien Sie frei genug von Vorurtheil, mir zu glauben), ich leide um dieser Thorheit willen die entsetzlichsten Schmerzen. Jegliches regt sie an: der Anblick eines Engländers, eines Englischen Buches bei Baudry im Laden, die Witzelein selbst, deren Zielscheibe sie sind, alles das zehrt an mir; es sind eben so viel Dolchstiche, die meinen Schmerz steigern, wie, ohne Zweifel, Alles, was eine verstorbene Geliebte einem leidenschaftlich zärtlichen Liebhaber ins Gedächtniß ruft. Endlich nimmt mir meine Raserei auch noch die Lust am Ruhm. In England möchte ich berühmt seyn und deshalb Englisch schreiben können. Uebrigens bewegt mich mein Schmerz zu gewaltsam, als daß ich was Anderes schreiben könnte, und er ist unglücklicherweise kein poetischer Stoff. Ich weiß wohl, wenn ich (freilich eine abgeschmackte Voraussetzung, wie alle) — wenn ich ein Engländer wäre, daß ich nicht weniger ausstehen würde mit meinem kranken Gemüth; doch wirkt dies ganz verschieden bei mir. Es ist meine Vernunft allein, die mir diese Ueberzeugung giebt; denn sobald ich nur mein Gefühl höre, scheint mir's, als würd' ich, wär' ich als Engländer geboren, alle meine Leiden ertragen können. Ich stelle mich mir vor, wie ich bin an Leib und Seele; aber als Englischer Lord geboren und reich. Meinem ganzen Sinn und Wesen, all' meinen Eitelkeiten wäre genügt! Wenn ich dies Loos mit dem meinigen vergleiche, werd' ich schier verrückt.

Ein Gedanke zwar ist mir oft gekommen; doch was vermögen Gedanken gegen Leidenschaften? Nämlich dieser: wenn ich nicht gerade das wäre, was ich bin, so würde ich gar nicht existiren; es würde ein Anderer seyn als ich, mein nur sich homogenes, nur mit sich identisches, individuelles Ich würde zerstört seyn; ich würde andere Ideen haben! Niemand wird sich vertauschen mögen gegen einen Anderen, und Niemand ist zufrieden mit dem, was er ist. Welch' ein Widerspruch! Nehmen wir uns, wie wir sind. Um so viel, als eine Veränderung mir wünschenswerth erscheint, leide ich; ein Grad des Schmerzes, zu dem ich bisher nicht gekommen. In Wahrheit, das Loos eines Anderen annehmen, wenn es möglich wäre, wäre Sterben. Der Tod ist nichts als die Auflösung des Ich. Was will ich denn aber nun? Welch' eine unwiderstehliche Wuth reißt mich fort? Ach, mein Freund! je tiefer ich unsere Natur ergründe, desto mehr überzeuge ich mich, daß wir, notwendige Stücke eines Ganzen, welches wir nicht sehen, eine Rolle spielen, die uns einst offenbar werden wird. Wenn man mich fragte: Glauben Sie an das Daseyn Gottes, an die Unsterblichkeit der Seele? so würd' ich antworten: Absurde Fragen! Gott ist, weil er notwendig ist, und ich glaube, daß wir uns hier unten in einem unvollkommenen Uebergangs- und Zwischen-Zustand befinden. Haben wir anderswo existirt? Werden wir wieder auferstehen? Wie mit unseren beschränkten Sprachen und unseren geschraubten Ideen Ihn fassen, den großen Unbekannten? Ach! Gott! Gott! Ich sehe ihn überall. Dies glühende Verlangen, ihn zu erkennen und unsere Natur zu enträthseln, diese Vor- gefühle des Unendlichen und diese Mauer von Erz, diese Mauer der Unmöglichkeit, der Versagung, an welcher alle Systeme zerschellen und die Anfänge unserer Ideen zu Schanden werden, alles das bewegt nur ein Seyn. Nein, mit ihrem Noth hätte die Erde nicht Wesen hervorgebracht, so zusammengesetzt und so wunderbar. Aber weiterzugehen halte ich für unmöglich. Ich hoffe und schweige. Ich weiß nur, daß ich hier unten mich winde und herumschlage unter den Schmerzen wie ein Gefolterter. Werden diese Leiden in dieser Welt oder sonst wo vergütet werden? Darüber weiß ich nichts.

Meine Leiden sind heute so lebendig gewesen, daß ich Allem, was mich gemeiniglich am meisten in Schrecken setzt, fast ohne Furcht ins Auge sah. Vor Gewalt der Pein schien mir Ruhm, Glück, Zukunft, Alles unmöglich, gleichgültig. Oh! wenn Sie die Lockungen der Hölle wüßten, die sich in alles das einmischen. Die entsetzlichen Gedanken, die mir durch den Kopf fahren, die Qualen des Zweifels. Unglücklicher! Ich weiß, daß ich's bin! Das ist Alles. . . Was mich am meisten quält, ist, daß ich Menschen sehe, die ihr Eharakter dem Glücke zudrängt. Dann sage ich mir: Wenn Alle litten — keine allgemeine Vergütung, kein Paradies nach dem Leben, würde Härte scheinen. Aber es giebt welche — man sage, was man will —

es giebt hier unten Glückliche (durch ihre Natur). Die kümmern sich wenig um die Zukunft, leben sonder Voraussicht und begnügt; Alles hier unten ist für sie. Wäre das Unglück somit nichts als eine grausame Krankheit? Die Unglücklichen nur tödtlich Ergriffene von einem unheilbaren Schaden, woran sie vermöge ihrer Organisation leiden, wie die Glücklichen vermöge der ihrigen nur Lust empfinden? Bei alle dem hoff' ich und gestehe, daß mir Gott in allen Dingen hier unten so eingemischt erscheint, daß ich im Wesentlichen ihm mich anvertraue. Neigen wir das Haupt, meine Freunde. Was hilft es, sich gegen das Unmögliche anzulehnen? Ist zergliederte ich meine Schmerzen; betrachte sie mit kaltem Blute. Der Gedanke, der in mir vorherrscht, ist der, daß ich nichts dagegen vermag.

Seit zwei Monaten hab' ich mein Englischlernen mit solcher Gewalt wieder vorgenommen, daß ich mit Leichtigkeit Gedichte lese. Gegenwärtig lese ich Kaffelas; ein höchst merkwürdiges Buch. Ich habe die Idee, nach England zu gehen und in einigen Jahren Englisch zu schreiben. J. L., mit dem ich sehr bekannt bin, leiht mir die neuen Englischen Dichter; sie sind hinreichend. Ich habe Ihren Gerando gegen einen Byron in einem Bande vertauscht. Ich habe ein kleines Gedicht daraus gelesen (der Traum): ich war wie vom Donner gerührt. Eine Englische Dame, die mir Unterricht giebt, sagt mir, daß ich nach zweijährigem Aufenthalt in England sehr gut Englisch schreiben würde, weil ich, ihrem Urtheil nach, schon jetzt, wie sehr wenig Franzosen, schreibe. In der That, ich habe aus L. — fast ohne Fehler übersezt. Freilich arbeit' ich den halben Tag Englisch.

Keinen Moment läßt das innere Toben nach. Welch' fürchterlicher Ueberdruß! Endlich sehe ich überall, wohin ich blicke, Leiden und Schmerz. Meine Subsistenzmittel sind eine neue Pein. Ich arbeite jetzt an einer Biographie; aber ich brauche Geld; ich befinde mich sogar in großer Verlegenheit. Y. G.

Wenn man denkt, daß der Mensch, der dies geschrieben, daran gestorben ist, so drängen sich bei jeder Zeile dieses langen Briefes Reflexionen der mannigfaltigsten Art auf.

Welch' ein Roman, welche Geschichte, welche Biographie ist dieser Brief! Es ist wahrhaftig nicht unsere Sache, das alte Zwangsrecht zu erneuern; wir verlangen nicht, daß der Dichter alle Leiden, die er schildert, auch wirklich an sich selber erfahren habe; wir haben nichts daran auszufehen, wenn Byron in einer Elegie weint und an seinem Billard lacht; wir ziehen der Schöpfung des Geistes keine Schranken, und tadeln den Dichter nicht, daß er sich diesen oder jenen Schmerz künstlich leiht, um ihn in seinen Bewegungen und Affekten darzustellen, wie sich der Arzt dies oder jenes Fieber einimpft, um es in seinem Sturme zu belauschen. Mehr als irgend Einer erkennen wir Alles an, was Wirkliches, Wahres, Schönes und Tiefes in gewissen psychologischen Darstellungen mitlebender, bedeutender Dichter, die nicht daran gestorben sind, von Leiden und eigenthümlich besonderen Zuständen des Herzens enthalten ist. Aber dessenungeachtet müssen wir sagen: Was an diesem Briefe, den wir so eben mitgetheilt, das eigenthümlich Hervorstechende ausmacht, ist dies: daß der, welcher ihn geschrieben, daran gestorben ist. Es ist nicht ein Mensch, welcher sagt: ich leide; sondern ein leidender Mensch; nicht ein Mensch, der sagt: ich sterbe; sondern ein Mensch, der stirbt. Nicht die am Wachs studirte Anatomie, selbst die am todten Körper nicht; nein! Die wir hier sehen, das ist eine, die Nerv an Nerv zergliedert, Faser an Faser, Adern an Adern, an dem lebendigen Fleisch, an dem Fleisch, das blutet und stöhnt. Man sieht die Wunde, man hört das Schreien. Dieser Brief ist nichts Literarisches, nichts Philosophisches, nichts Poetisches, kein Kunstwerk, keine geniale Phantasie, keine Hoffmann'sche Vision, kein Jean Paul'sches Abdrücken, nein! was ganz nackt Wirkliches ist er, ein Mensch in einem Kämmerchen, der schreibt. Man sieht ihn sitzen an seinem Tische voll Englischer Bücher, mit seiner Feder, seiner Dinte, seinem Papier, Zeile an Zeile drängen, leiden und sagen, daß er leidet, weinen und sagen, daß er weint, nach dem Datum im Kalender sehen, auf die Uhr nach der Zeit, seinen Brief liegen lassen, ihn wieder vornehmen, ihn von neuem liegen lassen, sein Licht anzünden, ihn fortzusetzen; dann geht er speisen für zwanzig Sous, er kommt nach Hause, ihm ist kalt, er schickt sich wieder zum Schreiben an, oft sogar ohne recht zu wissen, was er schreibt, denn der Schmerz zerrüttet sein Hirn dergestalt, daß er seine Gedanken wild durch einander auf das Papier fallen läßt und sie unordentlich um sich herstreut, wie ein Baum seine Blätter im Sturme.

Und wenn es vergönnt wäre, darauf hinzudeuten, in welchem Stil ein Mensch in den letzten Zügen liegt, so wäre mehr als eine Bemerkung über den Stil dieses Briefes zu machen. Im Allgemeinen ermangeln die Briefe, die täglich im Druck erscheinen, Briefe von großen Männern und berühmten Leuten, der Naivität, der Unbefangenheit und der Einfachheit. Man fühlt immer, wenn man sie liest, daß sie geschrieben sind, um einmal gedruckt zu werden. Herr Paul Louis Courier pflegte an siebzehn Konzepte zu einem Billet von funfzehn Zeilen zu machen. Ein seltsam Ding, in der That, und was wir nie haben begreifen können. — Dagegen der Brief von Ymbert Galloir; er ist, unserer Meinung nach, ein wahrer Brief, so geschrieben, wie ein Brief geschrieben seyn soll, gerade so hin und her bewegt, so zerrissen, so lose, so gar nichts von der Dessenlichkeit, die ihm einmal zu Theil werden mag, ahnend, so sicher, verloren zu gehen. Es ist der Gedanke, der sich ans Licht bringt, wie er vermag, der völlig unbefangen in dem Zustand, wie er sich findet, an uns kommt; der seinen Fuß auf's Gerathewohl in die Pforte setzt, ohne zu fürchten, dadurch ihre Rundung zu verderben. Ein paar Mal verliert sich das, was der Schreiber sagen wollte, in ein et caetera, und läßt uns im Ungewissen. Es ist ein Mensch, welcher leidet und es einem anderen Menschen sagt. Das ist Alles. Man brachte dies wohl eine m

anderen Menschen, nicht Zwanzigen, nicht Zehn, nicht Zweien; denn wenn er statt eines Freundes auch nur zwei Zuhörer hätte, unser Dichter, so würde dies, was er hier schreibt, eine Elegie werden, ein Kapitel, nicht mehr ein Brief seyn. Gleich würde es aus seyn mit der Natur, der Unbefangenheit, dem Sichgehenlassen, mit Wirklichkeit und Wahrheit; die Präntion würde eintreten. Mit seinen Fegen müßt er einen Faltenwurf machen. Einen ähnlichen Brief zu schreiben, gerade so nachlässig, so treffend, so schön, ohne so unglücklich zu seyn wie Humbert Galloix, allein durch die Kraft geistigen Schaffens, würde nur dem Genie gelingen. Der leidende Humbert Galloix ist so mächtig wie Byron.

All jene durchdringenden metaphysischen inneren Stärken hat dieser Stil; er hat zugleich, merkwürdig genug, all' jenes Wiffige, Scharfe, Malerische. Der Brief enthält einige Portraits. Mehrere sind zu sehr in der Eil umrissen, und man merkt, daß die Personen kaum ein paar Augenblicke dem Maler gefessen haben. Aber die getroffen sind, wie sind die auch getroffen! Auf welche eigenthümliche Manier sind sie übrigens fast Alle gefast und hingestellt! Wunderbare Verwandlung, die zum tausendsten Mal den Beweis liefert, daß nur zwei Dinge den Menschen zum Dichter machen: das Genie oder die Leidenschaft! Dieser Mensch, der für die Biographien nur eine ziemlich farblose Prosa hatte und für seine Elegieen eine fast dürftige Poesie — mit einem Male, in einem Briefe, steht er da als ein bewunderter Schriftsteller. Von dem Moment an, wo er nicht mehr daran denkt, weder Prosaist, noch Dichter zu seyn, ist er beides, ein großer Dichter und ein großer Prosaist.

Wir sagen es noch einmal, dieser Brief wird dauern.

Er ist vielleicht die außerordentlichste Mischung von Ideen, die jemals in einem menschlichen Kopfe durch die vereinte Doppelthätigkeit des physischen und moralischen Schmerzes hervorgebracht worden. Für diejenigen, welche Galloix gekannt haben, ist er eine erschreckende Offenbarung, die Offenbarung einer Seele. Hier steht es, was im Grunde dieser Seele enthalten war. Dieser Brief war darin enthalten. Dieser verhängnißvolle trampsbaste endlose Brief, in den der Schmerz hineingeronnen, Tropfen für Tropfen, wochenlang, mondenlang; worin ein Mensch, der blutet, sich bluten sieht, wo ein Mensch, der schreit, sich schreien hört, wo in jedem Wort eine Thräne liegt.

Wenn man eine Geschichte, wie die unseres Humbert Galloix, erzählt, so ist es nicht das Leben der Begebenheiten, was man zu beschreiben hat, sondern das der Gedanken. Dieser Mensch hat in der That nicht gehandelt, nicht geliebt, nicht geleidet; er hat gedacht; nichts weiter gethan, als gedacht und vermöge des Denkens geträumt und vermöge des Träumens vor Schmerz sich aufgelöst. Humbert Galloix ist eine von den Duffern, die einst einmal zur Auflösung des unglückseligen Problems dienen werden! — Wie viel Zeit braucht der Gedanke, der nicht hinaus kann in den Tag des Lichtes und im Schwädel verschlossen bleibt, um ein Hirn zu verzehren? — Wir wiederholen es, ein solches Leben hat keine Begebenheiten, nur Gedanken. Man entwickle die Gedanken, und man hat den Menschen dargestellt. Und dennoch beherrscht ein großes Faktum diese finstere Geschichte: Ein Denker stirbt vor Elend! Da seht, wie intelligent Paris, die intelligente Stadt, sich bewiesen hat! Dem stimmt nach! Ueberhaupt hat die Gesellschaft mitunter gar eigene Weisen, mit den Dichtern umzugehen. Die Rolle, die sie im Leben derselben spielt, mag sie nun leidend, mag sie thätig seyn, ist immer eine traurige. In Friedenszeiten läßt sie sie sterben wie Malslätre, in Zeiten der Revolution wie André Chenier.

Humbert Galloix ist für uns nicht bloß Humbert Galloix, sondern ein Symbol. Er repräsentirt in unseren Augen einen bedeutenden Theil der hochgesinnten Jugend, die gegenwärtig lebt: in ihr ein mißverständener Genius, der sie verschlingt; um sie herum eine mißgestaltete Gesellschaft, die sie ersticht; kein Ausweg für das Genie; es liegt fest verschlossen im Kopf; kein Ausweg für den Menschen; er ist völlig überbaut von der Gesellschaft.

Ueberhaupt beschäftigen sich denkende Männer und solche, die am Nuder sind, in unseren Tagen viel zu wenig mit dem Schicksal dieser Jugend, die, von den edelsten Trieben jeglicher Art erfüllt, sich mit so geistigem Feuer und einer solchen entsetzenden Geduld in alle Richtungen der Kunst hineinwirft. Diese Masse von jungen Geistern, die im Dunkeln gähren, bedarf offener Thüren, Luft, Licht, Arbeit, Raum, freien Himmel. Wie große Dinge könnte man mit dieser Legion geistiger Wesen ausrichten, wenn man wollte! Wie viel Kanäle graben, wie viel Wege bahnen in der Wissenschaft! Wie viele Provinzen erobern, wie viele Welten entdecken in der Kunst! Aber nein, entweder sind die Carriären verschlossen oder verstopft. All' diese unendliche Thatkraft, die so nützlich seyn könnte, läßt man in den Sackgassen sich aufhäufen, übereinanderpacken, sich gegenseitig ersticken. Es könnte ein Heer seyn und ist nur ein wüster Haufen. Das gesellschaftliche Wesen ist für die neuen Antömmlinge sehr schlecht bestellt. Jeder Geist hat doch Anspruch an eine Zukunft. Ist es nicht betrübend, alle diese jungen Geister in Noth zu sehen, die Augen nach dem leuchtenden Ufer gerichtet, wo alle die köstlichen Dinge, Ruhm, Macht, Name, Glück im Sonnenschein glänzen, und zu sehen, wie sie sich an dem finsternen Ufer drängen, wie die Schatten im Virgil.

Palus inamabilis unda

Alligat, et novies Styx interfusa coërect.

Der Styr für den armen jungen unbekanntem Künstler, das ist der Buchhändler, der ihm sein Manuskript mit den Worten zurückgibt: Machen Sie sich erst einen Namen. Das ist das Theater, welches

spricht: Machen Sie sich erst einen Namen. Das ist das Museum, welches spricht: Machen Sie sich erst einen Namen. Aber so laßt sie doch anfangen! So belästigt ihnen doch! Die berühmten sind, sind sie nicht auch anfangs unbekannt gewesen? Und wie sollen sie sich einen Namen machen, ihr Talent sey von welcher Art es wolle, wenn sie kein Museum für ihr Bild, kein Theater für ihr Stück, keinen Buchhändler für ihr Buch haben? Zum Fliegen reichen dem Vogel die Flügel nicht hin, er braucht auch freie Luft.

Wir unferntheils sind der Meinung, daß vor Allem in der Kunst, wo ein uneigennütziger Zweck alle Geister beseelen soll, diejenigen, die am Ziele sind, die Pflicht haben, denen, die nachkommen, den Weg zu bahnen. Ihr seyd oben, desto besser, reicht den Nachkommenden die Hand. Uebrigens, zur Ehre der Wissenschaften sey es gesagt, hat dies im Allgemeinen immer stattgefunden. Wir mögen nicht an die wirkliche Existenz jener Art literarischer Spinnen glauben, die ihr Gewebe, wie man sagt, zum Beispiel um die Thür der Theater legen, und ohne Erbarmen über jeden armen jungen unbekanntem Mann herfallen, der mit einem Manuskript hindurchwill. Daß man ganz ebenso, wie die Flügel der Fliege, den Ruf, das Werk, ja die Börse des unglücklichen, unbekanntem, ohnmächtigen Dichters einspiint — zur Ehre eines Jeden, der schreibt, wollen wir dies ignoriren, wenn es wirklich so ist, und fürs Erste gar nicht glauben, daß es ist. Was den Verfasser dieser Zeilen betrifft, so ist ihm jeder beginnende Dichter heilig. Einen so kleinen Raum er auch für seine Person in der Literatur einnimmt, so wird er doch stets auf die Seite treten, um das erste Werk eines jungen Dichters vorbei zu lassen. Wer weiß, ob dieser arme Schüler, den ihr mit dem Ellbogen zurückstößt, nicht dereinst ein Schiller wird? Uns ist jeder Knabe, der Striche und Kreise an die Wand malt, vielleicht ein Paskal; jedes Kind, das ein Profil in den Sand kriecht, vielleicht ein Giotto.

Und dann ist, unserer Meinung nach, die gegenwärtige Generation zu so hohen Bestimmungen berufen. Das Jahrhundert hat große Dinge vollbracht mit dem Schwerdt, es wird große Dinge thun mit der Feder. Es muß uns noch einen großen Mann in der Literatur von der Art, wie den im Staatsleben erschaffen. Bereiten wir den Weg! Deffnen wir die Schranken!

Jede große Zeit hat ein Doppel-Antlitz. Jedes Jahrhundert ist binomisch, ein  $a + b$ , der Mann der That plus dem Mann des Gedankens, die sich Einer mit dem Anderen multiplizieren und den Werth ihrer Zeit ausdrücken. Der Mann der That plus dem Mann des Gedankens; der Mann des gesellschaftlichen Fortschritts plus dem Mann der Kunst; Luther plus Shakespeare; Richelieu plus Corneille; Cromwell plus Milton; Napoleon plus dem noch Unbekanntem. Laßt ihn doch hervortreten, den Unbekanntem! Bis jetzt habt Ihr nur Ein Antlitz des Jahrhunderts, Napoleon, laßt doch das andere sich bilden. Nach dem Kaiser den Dichter. Die Physiognomie dieser Zeit wird nicht eher vollkommen ausgebildet seyn, als bis die Französische Revolution, die unter der Gestalt Bonaparte's im Leben der Gesellschaft Mensch geworden, auch in der Kunst Mensch geworden seyn wird. Und das wird sie werden. Unser ganzes Jahrhundert wird sich von selber theilen und eine Perspektive bilden inzwischen dieses großen parallelen Doppel-Lebens, des Kriegers und des Schriftstellers; das Eine ganz Handlung, das Andere ganz Gedanke, die sich unaufhörlich wechselseitig erläutern und ergänzen werden. Marengo, die Pyramiden, Austerlitz, an der Moskwa, Montereau, Waterloo, welche Epochen! Napoleon hat seine Gedichte; der Dichter wird seine Schlachten haben. Lassen wir ihn also doch erscheinen den Dichter! und wiederholen wir dies Geschrei ohne Unterlaß! Lassen wir ihn heraus aus den Ketten dieser Jugend, wo seine Sitten noch in Dunkel getaucht ist, den Auserwählten, der einst, in Geschick und Genius mit Napoleon sich vereinigt, nach der geheimnißvollen Rechnung der Vorsehung, die allgemeine Formel des neunzehnten Jahrhunderts vollständig ausdrückt der Zukunft überliefert soll. W. S.

## Mannigfaltiges.

— Gesundheits-Zustand der Bewohner London's. Die größere Masse der Londoner Bevölkerung ist auf dem Lande geboren und erzogen. Eine ganze Hälfte der Krämer und Handwerker kommt erst im Alter der Reife in die Stadt, wo sie ihren Unterhalt zu gewinnen suchen. Solche Personen können sich lange herumtreiben, ohne daß die ungesunde Atmosphäre der Hauptstadt oder eine ungesunde Beschäftigung nachtheilig auf sie wirkt. Man nehme aber ein in London geborenes und erzogenes Individuum und bringe es in gleiche Verhältnisse, so ist sunstig gegen eins zu wetten, daß seine Gesundheit immer hinfällig seyn wird. (L. P.)

— Auserverung zur Tapferkeit. Ein Rekrut aus der Normandie verhielt sich in einem Scharmügel ganz unthätig mit seiner Flinte; der Lieutenant, der dies bemerkte, rief ihm zu: „Warum feuert Du nicht?“ „Warum sollte ich das thun?“ erwiderte er, „Sie (die Feinde) haben mir ja kein Leid zugefügt.“ In diesem Augenblicke fiel sein Nachbar dicht neben ihm, von einer Kugel getroffen. „Sehen Sie! Herr Lieutenant“, sagte er, „ich glaube gar, die Kerle dort schießen auf uns.“ „Ja, Du Narr“, antwortete der Lieutenant, „und sie werden Dich auch bald todtschießen.“ Von diesem Augenblicke an konnte nichts dem Eifer des Rekruten Widerstand leisten. Er feuerte fortwährend mit seiner Flinte ab und rückte gegen den Feind los bis gegen das Ende des Treffens. (La lanterne magique.)